

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 5 (1915)
Heft: 3

Artikel: Unser Schweizer Standpunkt [Schluss]
Autor: H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633333>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Unser Schweizer Standpunkt.

(Schluß.)

Wie vorauszusehen war, hat Spittlers Vortrag, namentlich dessen erster, negierender Teil arg verschmüpft. In der „N. B. Ztg.“ hat Avenarius maßvoll entgegnet, nervöser antwortete der „März“, wenig nobel war die „Jugend.“ Unangefochten, weil unanfechtbar, blieb der zweite Teil; wir möchten ihn den positiven nennen. Spittler sagt hier: Wir müssen als Volk bescheiden sein den Großmächten gegenüber. Durch unsere Bescheidenheit statten wir ihnen den Höflichkeitsdank ab dafür, daß sie uns von ihrem blutigen Händel dispensieren. „Mit der Bescheidenheit sollen wir dem todwunden Europa den Tribut, der dem Schmerz gebührt: die Ehrerbietung. Mit der Bescheidenheit endlich entschuldigen wir uns. „Entschuldigung? Wofür?“ Wer jemals an einem Krankenbett gestanden, weiß wofür. Für einen fühlenden Menschen bedarf es der Entschuldigung, daß er sich des Wohlbefindens erfreut, während andere leiden. Vor allem nur ja keine Ueberlegenheitsstöne! Keine Abkanzeleien! Daß wir als Unbeteiligte manches klarer sehen, richtiger beurteilen als die in Kampfleidenschaft Befangenen, versteht sich von selbst. Das ist ein Vorteil der Stellung, nicht ein geistiger Vorzug. . . . Es hört sich nicht schön an, wenn irgend ein Winkelblättchen aus der Sicherheit unserer Unverletzlichkeit heraus einen europäischen Großstaat im Wirtshausstil anpöbelt, als handelte es sich um eine Stadtratswahl. . . .“ Spittler berührt nun einen wunden Punkt unserer Presse. Jeder von uns kennt die Zeitung, die zwar alle Depeschen — Wolff und Havas — aufnimmt, aber doch in jeder Nummer ihre unbedingte Parteinahme erkennen läßt: über die Siegesmeldungen ihrer Partei jubelt sie, über die der andern trauert sie oder deckt den Schleier der Ungläubigkeit. „Es gibt noch etwas Schlimmeres,“ meint Spittler, „die hoshaft lichernde Schadenfreude, die sich gelegentlich in hämischen redaktionellen Zwischenbemerkungen und Ausrufen Luft macht. . . . Auch der übliche Spott über die lügenhaften Schlachtenberichte enthält eigentlich eine Ueberhebung. Wer lügt in den Schlachtenberichten? Nicht diese oder jene Nation, sondern jeweilen der Geschlagene. Der Sieger hat es leicht, bei der Wahrheit zu bleiben. Daß aber der Geschlagene klar und deutlich mit lauter Stimme seine Niederlage im ganzen Umfange ankündige, darf man billigerweise nicht fordern. Denn das geht über Menschenkraft. Auch wir, die Spötter, würden es nicht können.“

Wie denkt sich Spittler unsere Zuschauerpflicht: „Wenn ein Leichenzug vorübergeht, was tun Sie da? Sie nehmen den Hut ab. Als Zuschauer vor einem Trauerspiel, was fühlen Sie da? Erschütterung und Andacht. Und wie verhalten Sie sich dabei? Still, in ergriffenem, demütigem, ernstem Schweigen. Eine Ausnahmegunst des Schicksals hat uns gestattet, bei dem fürchterlichen Trauerspiel, das sich gegenwärtig in Europa abwickelt, im Zuschauerraum zu sitzen. Auf der Szene herrscht die Trauer, hinter den Szene der Mord. Wohin Sie mit dem Herzen horchen, sei es nach links, sei es nach rechts, hören Sie den Jammer schluchzen, und die jammernden Schluchzer tönen in allen Nationen gleich, da gibt es keinen Unterschied der Sprache. Wohl an, fühlen wir angesichts dieser Unsumme von internationalem Leid unsere Herzen mit schweigender Ergriffenheit und unsere Seelen mit Andacht und vor allem nehmen wir den Hut ab.“

* * *

Spittlers Forderung der objektiven Neutralität ist leicht auszusprechen, schwer zu üben. Ja, wenn es sich nur darum handelte, den Standpunkt: wenn es mir gut geht, was frage ich anderen nach! einzunehmen. Damit kommt man eben heute nicht mehr aus. Es geht ein so gewaltiger Gemeinsamkeitszug durch unsere Zeit, daß auch der eingefleischteste Individualist und Separatist nicht wi-

derstehen kann und irgendwo an einem Gemeinsamkeitsaltar niederknien und sein Opfer darbringen muß. Rings um unser Land tobt das stürmische Meer der Leidenschaften. Es ist unendlich schwer, sein Ohr dem Donnern der Brandung von dorthier zu verschließen und nur auf die Stimme der Menschlichkeit in sich zu hören. Nur wenigen Menschen wird das gelingen. Es sind die, die heute die Werke der Nächstenliebe organisieren. Mit Bewunderung und Verehrung schauen wir auf sie. Wir ändern aber, die wir nach einem politischen Ideal denken und fühlen, die wir uns fragen, wo stehen in diesem Kampfe unsere Hoffnungen für unser eigenes Wohlergehen? wir können nichts anderes als Partei nehmen, innerlich wenigstens.

Es mag als ein wahrer Glücksstand gelten, daß wir heute politisch nicht alle gleichgerichtet und gleichgeschult sind; denn sonst würden unsere Sympathien vielleicht so stark nach einer Seite neigen, daß für uns daraus eine Landesgefahr erwachsen müßte. Andererseits können wir uns glücklich schätzen, daß wir als Volk durch unsere Demokratie politisch immerhin geschult sind, mehr als es die Belgier waren, daß wir nicht völlig dem Rasseninstinkt ausgeliefert sind und darum auch nicht uns selbst in Gefahr stürzen. Die innere Vielgestaltigkeit — sie drückt sich schon im Föderalismus unseres Kantönlwesens aus — verweist uns von selbst auf den Standpunkt, den wir innerhalb unserer Landesgrenze finden, eben auf den schweizerischen. Spittler hat ihn klar umschrieben: Wir sind heute Schweizer, nicht Deutsche, nicht Franzosen und nicht Italiener. Wir sollen heute weder mit der einen noch mit der andern Gemeinschaft halten. Uns geziemt stilles und bescheidenes Zuwarten und die Bereitschaft für alle Fälle und gegen alle Seiten. Der Krieg ist Schicksal. Wir sind ihm gegenüber demütig-stumm. Die ihn führen sind Menschen — Mitmenschen. Sie sind in einer Zwangslage. Wir sollen ihre Handlungsweise darnach beurteilen, sie trotzdem weiter lieben.

Es ist interessant und erquicklich zugleich, nach Spittler die andern Schweizer Schriftsteller zu hören. In Raschers Sammelbuch*) haben sich ihrer mehr als vierzig zum Worte gemeldet: Schriftsteller, Professoren, Politiker, Militärpersonen. Sie alle stehen zu der gleichen warm patriotischen und menschenfreundlichen Gesinnung. Der Zürcher Professor Arnold Lang schrieb kurz vor seinem Tode das schöne Glaubensbekenntnis nieder: „Ich gehöre zu denjenigen, welche überzeugt sind, daß in der gegenwärtig schrecklich hangen Zeit die Schweiz die höchste, die edelste Aufgabe hat, ihre Existenzberechtigung durch einen einheitlichen Kultus von Wohlwollen und Gerechtigkeit vor der Weltgeschichte zu beweisen. Möge sie vor allem ihre Grenzen schützen gegen Invasion von Haß und Fanatismus.“ Der Basler Dichter Albrecht Bernoulli möchte, daß sich unsere defensive Neutralität auch philanthropisch betätige; aber nicht bloß das: sie sollte sich auch produktiv betätigen, indem sie den internationalen Idealen sozialer, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und künstlerischer Art ein Asyl bietet und gleich einer Bestalin der Kultur das heilige Feuer schürt. Auch Gottfried Bohnenblut nimmt diesen Gedanken auf: Die Eidgenossenschaft ist ein Beispiel dafür, daß verschiedene Rassen, Sprachen, religiöse und politische Bekenntnisse in einem Staate friedlich zusammenleben können. „Wir sollen ein Staatsgebilde im Kleinen sichern und verwirklichen, das nicht auf Instinkten, sondern allein auf bewußt geformter Geschichte ruht.“ — Wir haben uns auf den „großen Samariterdienst“ vorzubereiten, der nötig sein wird, um alle die Kriegswunden zu heilen, meint Jakob Böhler, und „Friedenswerke“ fordert auch Prof. Dr.

*) Wir Schweizer, unsere Neutralität und der Krieg. Eine nationale Rundgebung von (folgen ca. 40 Autornamen) Verlag Rascher & Cie., Zürich.

Dubois von uns. Prof. Dr. A. Gehler erzählt, wie er zwischen zwei Kulturen, der deutschen und französischen, aufwuchs, und er nennt mit gleicher Dankbarkeit die Namen seiner deutschen und französischen Lehrer, der Männer, denen er seine Bildung verdankt. Hermann Kurz, Direktor der Schweiz. Kreditanstalt belehrt anhand zweier Briefe über die fanatisch-chauvinistische Stimmung, die in Deutschland und Frankreich herrscht und der gegenüber wir nur eines tun können: Schweigen. Joseph Reinhart, der Solothurner Dichter, wiederum greift das Thema „Wir Schweizer“ auf und äußert Gedanken, die dem ganzen Buche wohl anstehen. Ähnlich wie Konrad Falke möchte er die Jugend mehr, als es bisher geschehen ist, in schweizerischem Geiste erzogen wissen. Die Schulbücher, die Zeitungen und Zeitschriften sollten uns Mittel sein zum Kennenlernen unseres gemeinsamen Schweizergutes; in ihren Kursen sollte den jungen Soldaten das Verständnis für die sprachfremde Kultur gewedt werden. Originell und der Beherzigung wert ist Reinharts Vorschlag, auf den Tag des Friedens eine „Schweizerwallfahrt“, eine Zusammenkunft der wohlgesinnten Schweizermänner, anzusagen, die sich aus allen Teilen des Landes an einem sonntäglichen Morgen auf einem grünen Schweizerfleck treffen, sehen und hören wollen. Nicht zum Fraß und Gläserklang, wohl aber zu einer festlich andächtigen Geistes- und Pfadfinderarbeit, wie die mannigfaltigen und so farbenreichen Schweizerseelen in zukünftigen Tagen unterm Dache des Vaterlandes sich finden und vertragen könnten.“

Dies nur eine kleine Auslese von Gedanken aus dem Buche, das hoffentlich die ihm gebührende Beachtung im Schweizerlande — aber auch im Ausland, damit dieses sich keine falsche Vorstellung macht über unsere Gesinnung — finden wird.

Mit inniger Genugtuung können wir konstatieren, daß das Ausland unseren Schweizer Standpunkt begreift und würdigt. Frankreich und England gaben uns Genugtuung für die Verletzung unserer Luftneutralität durch ihre Flieger. Deutschland hat noch nie Miene gemacht, unsere Grenze irgendwie anzutasten. Aber mehr noch als das. Vor mir liegt das neueste „Türmer“-Heft. Da finde ich neben vielem für einen Schweizer Unerquicklichem etwas, das

mich freut: einen Aufsatz über unsere Neutralität, der unserer Auffassung sehr gerecht wird. Er enthält zwar in der Hauptsache ein Zitat aus den „Basler Nachrichten“ mit der Ansicht eines Schweizers über unsern Standpunkt; er enthält auch eine wenig edle Drohung an die Westschweizer, als „die Feinde der Deutschen“, denen man fernerhin keine deutschen Mädchen mehr in Pensionen und Schulen geben dürfe; aber er gibt doch gerne zu, daß wir als Staat unsere Pflichten gegen uns und andere in der Neutralitätssache voll und ganz erfüllen, und läßt stillschweigend die Abwehr des Zitates gegen die deutsche geistige Werbearbeit gelten.

Es bleibt nun zum Schluß noch eine aktuelle Frage zu berühren übrig. Englands Maßnahmen zur See gegen die Konterbande hat gewisse Kreise unserer Bevölkerung stark in Mitleidenschaft gezogen. Unsere Tagespresse hat daraufhin gegen England ordentlich blankgezogen. Das mag als Demonstration berechtigt gewesen sein und gute Früchte getragen haben. Aber dabei sollten wir es auch bewenden lassen. Es besteht für uns alles andere als eine sittliche und nationale Notwendigkeit, uns dieser Vorkommnisse wegen in eine feindselige Stimmung gegen diesen Staat hineinzuarbeiten. Denn einmal wäre es eine gedankenlose Ueberhebung, von uns zu fordern, daß wir in unserem Schweizerhause immer genug zu arbeiten und zu essen und immer unseren ungestörten Sonntag hätten, während die Länder rings um uns im Kriegsbrande lohnen. Nein, wir wollen und müssen froh sein, vom Aergsten, vor dem Kriegesfeld und der Kriegserniedrigung, verschont zu bleiben. Dann müssen wir bedenken, daß uns ein geduldiges und zähes Festhalten am Frieden mit allen für die Zukunft größere Vorteile bringt als eine hartköpfige Draufgängerpolitik, die im besten Falle uns isolieren, im schlimmsten uns in einen unglückseligen Krieg verwickeln kann. Wir Schweizer haben in unseren Bundesrat das unbedingte Vertrauen, daß er seine Aufgabe vom reinen schweizerischen Standpunkte aus erfährt und löst, und wir hoffen zuversichtlich, daß es ihm gelingen wird, auf diese Weise uns den Frieden und die staatliche Ehre und Unabhängigkeit zu bewahren trotz aller Gefahren und Anfechtungen.

H. B.

Kuriose Heilbäder.

Seit Jahrhunderten haben Aerzte und Laienheilkünstler die merkwürdigsten Stoffe aus dem Tier-, Pflanzen- und Mineralreich zu Bädern verwendet, in die der leidende Kranke trotz Grausen und Ekel seinen Leib tauchen mußte.

Besondere Heilkraft wurde dem frischen Menschenblut zugeschrieben, weil es alle Kraft- und Lebensstoffe des Körpers enthalten sollte. Bäder aus Rinderblut galten schon bei den alten Ägyptern als Heilmittel gegen Ausschlag. Die ägyptischen Könige ließen öfters Rinder schlachten und Blutbäder sich bereiten. Noch vom König Ludwig XI. von Frankreich (†1483) wurden solche grauenhafte Bäder benützt.

Auch der Tiere Blut oder blutige Teile dienten zur Herstellung von Heilbädern. Professor Varren ließ 1754 einen arg gequetschten Mann in die frisch abgezogene Haut eines Hammels hüllen, „wodurch alsbald Schweiß und rettender Schlaf eintrat.“

Sehr beliebt waren bis in die neuere Zeit Fleischbrühebäder. Möglichst fettes Fleisch wurde gekocht, und in dieser mit Wasser verdünnten Fettbrühe badete man. 1577 rief ein Arzt, bei Wahnsinnigen Abkochungen von Ziegenfüßen anzuwenden, auch die Abkochungen ganzer Tiere, zum Beispiel Füchse und Hunde, seien sehr heilsam. Doktor Forest (1687) lobte bei Knochenbrüchen die Abkochung fetter Tiere und gegen Lähmungen die Brühe von einem Fuchse oder mehreren Kaninchen, die lebend in kochendes Wasser oder

Del geworfen wurden, „damit die Lebensgeister sich der Flüssigkeit mitteilen könnten.“ Wem solche Bäder zu teuer kamen, kochte nur Hammelfüße ab und bereitete sich davon ein Fleischbrühebad.

Aus dem Tierreich zog man noch andere Vertreter zur Herstellung von Bädern heran, wie Ameisen, Quallen, Medusen und vielerlei Seegewürm.

Eine Mittelstufe zwischen tierischen und pflanzlichen Bädern bilden die lange Zeit angewendeten Speisebreibäder. Das Material dazu bestand aus dem Mageninhalt frisch geschlachteter Rinder in lebendwarmem Zustande. Noch 1860 wurden z. B. im Gumpendorfer Schlachthause bei Wien eigene Badekabinette hierfür eingerichtet, jedes Kabinett mit zwei Wannen, von denen eine für das Reinigungsbad bestimmt war. Aerzte und Patienten rühmten in Wort und Schrift ihre heilsame Wirkung bei Rheumatismus und Gicht. In der „Oesterreichischen Zeitschrift für praktische Heilkunde“ 1860, Nummer 36, schreibt Dr. Eckstein: „Ueber die Spezifität der Speisebreibäder kann um so weniger ein Zweifel rege werden, als viele mit sehr chronischen Leiden behaftete Kranke, die bereits innere und äußere Mittel vergebens versuchten, in jener Anstalt Genesung fanden, und gerade bei solchen Kranken wurde die genaueste, unbefangenste Beobachtung fortgesetzt und die günstigen Erfolge mußten mich von den souveränen spezifischen Wirkungen dieser Bäder überzeugen. Bei so hartnäckigen, lange dauernden und lange